

**Zeitschrift:** Thurgauer Jahrbuch  
**Band:** 26 (1951)  
  
**Artikel:** In drei Zügen matt!  
**Autor:** Wehrli, Paul  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-699598>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

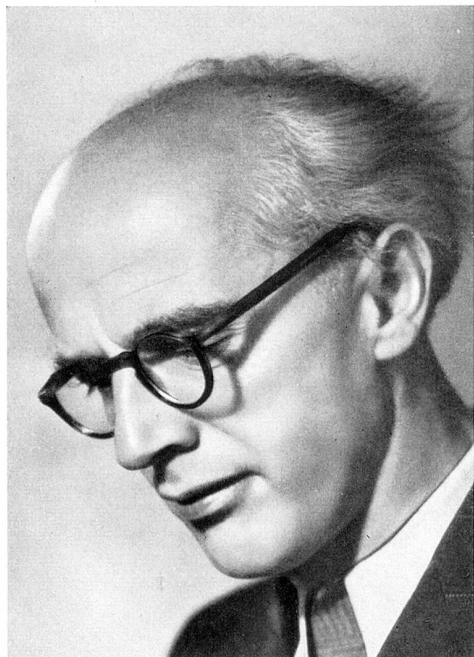
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 09.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# In drei Zügen matt!

Novelle von Paul Wehrli



## Der Dichter über sich selbst

Es ist immer etwas Problematisches, wenn ein Schriftsteller über sich selbst berichtet. Ich bin mir dessen bewußt, und um jene nicht mißtrauisch zu stimmen, die bei einer Beichte eine versteckte Propaganda für «literarische Sünden» wittern, will ich mich auf die Aufzeichnung meiner bisher erschienenen Werke beschränken. Daß ich – obwohl in der Stadt Zürich geboren und aufgewachsen – kein Zürcher, sondern ein Thurgauer sei, hat mir mein Vater beigebracht, und in Bestätigung seiner Worte habe ich diese Feststellung auch später beim Erhalt des Bürgerbriefes gemacht. Vom Thurgau aber wurde in unserer Familie – meine Eltern stammten aus zwei verschiedenen ländlichen Gemeinden in der Nähe von Weinfelden – wie von einem Traumland, einem Gebiet, wo Milch und Honig fließe, gesprochen. Meine älteren Geschwister, die anfangen, ihre Schulferien bei Verwandten im Thurgau zu verbringen, bestätigten bei ihrer Rückkehr diese hohe Meinung, und so wartete schließlich alles auf mich, daß ich mich ebenfalls nach Weinfelden in die Ferien begeben und die hohe Meinung der übrigen Familienmitglieder vom Thurgau bestätige. Da ich aber Angst vor grünen Bohnen und dem Schlingengewächs ihrer Fäden hatte, ver-

schoß ich den Entschluß von Jahr zu Jahr und kam erst in der Sekundarschule dazu, mir meinen Heimatkanton anzusehen. Diese Bekanntschaft mit den Wiesen und Äckern am Ottenberg, der ruhig dahinfließenden Thur und gar mit dem Bodensee bewirkte einen Stimmungsumschwung in mir. Früher pflegte ich mich zu entschuldigen, weil ich keinen stadtzürcherischen Bürgerbrief besitze, jetzt ging ich sogar zum Angriff vor und stellte fest, daß ich dann öppe kein Zürcher sondern ein Thurgauer sei.

Meine ersten Erfolge und zwar als Deklamator heimste ich im Thurgauerverein ein, der seine Versammlungen gewöhnlich an einem Sonntag-Nachmittag im «Schwarzen Bären» abhielt. Da ein Sonntag ohne Spaziergang kein Sonntag war, bestellte der Vater seine Familie jeweils auf halb vier Uhr vor den «Bären», wobei es regelmäßig meine Aufgabe war, in den Sitzungssaal einzudringen, meinen Vater am Ärmel zu zupfen und ihn zu mahnen, daß die Familie unten sei. Dort wurde ich jeweils auf einen Stuhl oder einen Tisch gestellt und aufgefordert, irgend ein Gedicht aufzusagen, und jedesmal heimste ich großen Beifall und oft auch einige Batzen ein.

Lust und Liebe, mich selber auf dem dichterischen Glatteis zu versuchen, wurden in mir wach, als ich die kantonale Handelsschule besuchte. Ich begann Theaterstücke zu schreiben, die wir im Schoße des Christlichen Vereins junger Männer oder der Konfirmierten-Vereinigung, denen ich angehörte, mit viel Lärm und Begeisterung aufführten. Ich erzähle von all dem in meinen beiden Büchern «Martin Wendel, Roman einer Kindheit», der im kommenden Jahre vom Artemis-Verlag Zürich neu herausgegeben werden wird, und in den ebenfalls dort erschienenen Büchern «Martin macht sich» und «Albatros».

Wie sehr der Thurgau in unserer Familie lebendig war, beweist auch der Umstand, daß Vater und Mutter den heranwachsenden Kindern nie genug von ihrer Kindheit und Jugend berichten konnten. Mein Vater erzählte dabei viel von der Stickerei, denn mein Großvater war ein Stickereifabrikbesitzer gewesen, und meine Mutter berichtete vom Fädeln als einer Tätigkeit, die ihr die Kindheit verdüstert habe. Aus diesen Komponenten setzte ich hierauf das Gerüst zu meinem Roman «Regula Wendel» zusammen, und was ich nicht wußte, vermittelte mir das Studium der einschlägigen Werke über die Stickereiindustrie im Thurgau. Der Roman ist übrigens im Feuilleton der «Thurgauer Zeitung» erschienen.

Ich bin mir bewußt, daß wir in einer Welt zu leben gezwungen sind, die auf allen Gebieten Schiffbruch erlitten hat. Wir sind so arm geworden, daß wir wieder von vorn anfangen müssen. Von vorn anfangen heißt für mich, die Beziehungen zu den Mitmenschen überprüfen und fern von allen Schlagworten und Programmen den Weg zum Du freizulegen. Vielleicht daß es so gelingt, in diese nüchtern kalte Welt ein bißchen seelische Wärme zu bringen.

Professor Kramer pflegte jedes Jahr auf den Silvesterabend einige Studenten einzuladen, um mit ihnen bei Trunk, Gespräch und Fröhlichkeit die letzte Nacht des scheidenden Jahres zu verbringen. Nur auserwählte Studenten wurden der Einladung würdig befunden. Sie stellte ein Zeichen besonderer Gewogenheit des Professors dar, wenn man durch intensive Mitarbeit die Aufmerksamkeit des Lehrers in den seminaristischen Übungen erweckt hatte. Kramer war Dozent für römisches Recht, eine Materie, die sich bei den Studenten nicht besonderer Beliebtheit erfreute und nur in den letzten Monaten des Studienganges die Hörer zu größeren Kraftanstrengungen veranlaßte.

Auch dieses Jahr hatte Professor Kramer an acht Jünglinge handschriftliche Einladungen verschickt, und acht Studenten hatten sich beeilt, die freundliche Ehrung zu verdanken und ihre Anwesenheit zuzusagen. Sie waren auf acht Uhr gemeinsam nach dem Hause des Professors gepilgert, das außerhalb der Stadt im einsamen Bezirke lag. Schnee lag über der Erde, der weiße Teppich knirschte unter den Füßen der Schreitenden, und die schlanken Tannen im Garten des Professors ächzten unter der schweren Last.

Das Essen, wie es wohl nur wenige Studenten kennen mochten, war vorüber. Gesättigt und rauchend lehnte die Tischgesellschaft in den bequemen Sesseln zurück. Der Wein tat ein übriges, und eine ausgelassene Stimmung machte sich breit. Professor Kramer blickte vergnügt auf den ihn umgebenden Jugendkranz, paffte behaglich Rauchwolken vor sich hin und kraute sich den grau schimmernden Bart.

«Johann!» rief er.

Der Diener kam und brachte einige Flaschen Champagner. Er öffnete sie und ließ das schäumende Getränk in die bereit stehenden Kelche quellen.

Der Professor stand auf, das Glas in der Hand.

«Meine lieben, jungen Freunde!» sagte er. «Der erste Gedanke im neuen Jahr sei unseren Wünschen gewidmet! Laßt uns beim ersten Glockenklang die Becher an die Lippen heben und des Zieles gedenken, das wir uns gesteckt haben. So wird und muß alles gut werden!»

Auf einen Wink Kramers hatte der Diener die hohen Fensterflügel geöffnet. Man sah die schwarzblau flimmernde Nacht und am Himmel die funkelnden Sterne.

«Da!» rief der Professor, als der eherne Stundenschlag mit metallnem Jubel über die Landschaft schritt.

«Auf unsere Wünsche!»

Jeder Junge hob das Glas an den Mund, steckte sich Weg und Ziel, als plötzlich einer der Kelche klirrend zu Boden fiel. Was war geschehen? Bleuler, der zur Rechten des Professors saß, hatte wie die andern den Becher an die Lippen gesetzt... da sprang das Glas entzwei und fiel samt dem kostbaren Inhalt zu Boden.

Bleuler sah sprachlos auf die Bescherung nieder... auf die Flecken im Tuche... auf den Fuß des Kelches, der ihm in den Händen geblieben war.

«Herr Professor!» murmelte er totenblaß, «ich werde beim Examen durchfallen... durchfallen werde ich!»

Er hatte so überzeugend gesprochen, daß für Augenblicke alles verstummte. Dann brach der Sturm des Widerspruches und des Unwillens los.

«Bleuler! Unsinn! Kopf hoch! Scherben bringen Glück!»

Einer der Studenten begann zu lachen, ein anderer fiel ein, und bald erscholl der Raum in sprudelndem Spott. «Zum Wohle, Bleuler!»

Der aber saß da, traurig den Kopf nach vorn geneigt. Der Professor schwieg und sah wie Bleuler auf den Fuß des zerbrochenen Glases. Jetzt legte er die Hand auf Bleulers Arm.

«Sie haben an Ihr Examen gedacht?»

«Ja. Ich wollte mich im März zum Examen melden. Aber es ist besser, wenn ich verzichte!»

Seltsam! Der Professor versuchte nicht, Bleuler den Unsinn auszuschwatzen. Er winkte der Studentenschar und führte sie durch einen schmalen Gang und über eine schmale Treppe in seine große, alle vier Wände des Raumes ausfüllende Bibliothek, wo nur noch – umrahmt von Büchern – Platz für die Marmorbüsten von Mommsen und Jhering blieb.

«Seht her!» sagte der Professor und öffnete einen kleinen Schrank. «Seht her!»

Er schwenkte in der Hand ein Stück Glas, woran eine kleine, schwarz umrandete Karte hing. Der Professor reichte das Scherbenstück Bleuler, der es aufmerksam betrachtete.

«Das ist ja... Himmel!... der Fuß eines zerbrochenen Weinglases..., und hier auf dieser Karte... da steht:

Dr. med. Werner Kämmerer  
gest. 21. Juli 1918

«Kämmerer?» rief verwundert ein Student, «das ist der Name dieses Mannes hier!»

Er zeigte auf eine einfache Tuschzeichnung an der Türe. Das Bild stellte einen vielleicht vierzigjährigen Mann mit hoher Denkerstirne und sprechenden Augen dar, an das der Künstler seine ganze Liebe und Sorgfalt verschwendet hatte.

Der Professor ging auf und nieder, die eine Hand auf den Rücken gelegt, mit der andern durch den Bart fahrend... stets und immer, als wäre er im Seminar und dozierte römisches Recht.

«Bleuler!» sagte er endlich und trat auf diesen zu, «ich wäre gewillt, Zufall zu nennen, was heute abend geschehen ist. Wir dürfen uns nicht zu Sklaven der Gegenstände und der Umwelt machen. Wir dürfen

nicht an solche Vorkommnisse glauben, wenn wir nicht unsicher und untätig werden wollen. Der Mensch steht über den Dingen der Welt, und wenn er will, verlacht er sie. Blöuler!» Jetzt packte der Professor den Studenten an der Schulter, schüttelte ihn, als wollte er ihm die Knochen im Leibe zerbrechen. «Sie werden das Examen bestehen! Sie werden es! Verlassen müssen Sie die Magie der Gegenstände... Sie müssen es! Nur so gelingt es Ihnen zu siegen!»

Er trat von Bleuler weg und bemerkte, daß der Jüngling immer noch das Stück Glas in Händen hielt.

«Kannten Sie Kämmerer?» fragte er.

«Wie sollte ich?» erwiderte Bleuler.

«Richtig!» bemerkte der Professor, und dann – sich an alle wendend – fuhr er fort: «Wer jemals die Reihe der Weltmeister im Schachspiel durchgegangen ist, wird wissen, daß Kämmerer dreimaliger Schachkönig war. Und er war mehr. Ein Gelehrter von großem Format, Verfasser einer epochemachenden Schrift über die Krebsbekämpfung, Bergsteiger... der stärkste Willens- und Tatmensch, der mir je begegnet ist. Berufen, die Welt zu beherrschen, stürzte sie ihn... stürzte ihn auf die perfideste Weise. Nicht mit Blitz und Donnerkeil als Aequivalenz gleichwertiger Kraft. Sie stürzte ihn durch Magie und ließ ihn über dieses Glas straucheln.»

Der Professor machte eine Pause und setzte sich in einen Sessel. Er gewährte die erwartungsvollen Augen seiner jugendlichen Gäste, gewährte den erschrockenen Bleuler und hub zu erzählen an:

«Den Sommer 1918 verbrachten Kämmerer und ich gemeinsam im Tessin. Wir waren in den ersten Tagen unserer Ferien von Locarno aus nach Brissago gepilgert, um von dort den Pizzo Leone zu besteigen und ins Centovalli vorzustoßen. Doch wir hatten Pech. Kaum in Brissago angekommen, bedeckte sich der Himmel mit Wolken, und eine Regenperiode setzte ein, die jedes Unternehmen lähmte. Während Tagen waren wir dazu verurteilt, am Herdfeuer unseres Albergo zu sitzen, zu rauchen und Schach zu spielen. Und wenn wir dessen überdrüssig waren, hüllten wir uns in die Regenmäntel, klopfen die schlanke Dorfgasse ab, stiegen hinunter zum Dampfschiffsteg, wo wir trübsinnig den Lauf der Wellen verfolgten und glücklich waren, wenn uns die Wolken hie und da den Ausblick ans jenseitige Ufer gestatteten.

Eines Tages, wir saßen wiederum vor dem Feuer der dunkeln Küche, klopfte es an die Türe. Der Wirt öffnete und ließ einen weißbärtigen Mann in die Nähe des offenen Feuers treten. Der Fremde trug einen großen, breitrempigen Hut und einen regendurchnässten, schwarzen Mantel.

«Herr Kämmerer?!»

Der Fremdling sprach deutsch und stellte sich vor: «Gori! Sie kennen mich!»

Freilich erinnerte sich Kämmerer des seltsamen Gastes; es war der einstige Schachweltmeister, der durch ihn, Kämmerer, vor vier Jahren gestürzt worden war. Damals stand Gori auf, weigerte sich, dem neuen Weltmeister die Hand zu reichen, ging hinaus und blieb von da an verschwunden. Man suchte ihn. Zeitungsreporter jagten hinter ihm her. Vergebens. Die Erde hatte den Flüchtigen verschlungen, und jede Nachforschung blieb umsonst.

«Sie wünschen?» fragte Kämmerer.

Er ergriff einen Stuhl, rückte ihn in die Nähe des Feuers und lud Gori ein, Platz zu nehmen. Der aber blieb stehen.

«Sie sind mir noch eine Partie auf dem Schachbrett schuldig?» sagte er.

«Ich Ihnen?»

Erstaunt blickte Kämmerer auf mich, auf den Fremden und gewährte den etwas zurückstehenden Wirt, der mit dem Zeigfinger auf die Stirne tippte und eine traurige und zugleich besorgte Grimasse schnitt.

Kämmerer begriff.

«Sie wollen sich nicht setzen?»

«Nein!»

«So werden Sie stehen müssen!» meinte Kämmerer nicht ohne Scherz und aufblickend fügte er hinzu, «oder wollen Sie stehend Ihre Schachpartie führen?»

«Nein. Nicht hier!»

«Wo denn?»

«In Fontana Martina.»

«Fontana Martina?»

Hier unterbrach der gesprächige Wirt und erklärte mit einem vielsagenden Blick auf den Eindringling, daß der Dottore in dem eine Stunde von Brissago entfernten und auf dem Wege nach Ronco gelegenen Fontana Martina wohne. Jedes Kind kenne das Haus des Dottore und werde Auskunft geben können.

«Sie kommen?» fragte der Fremde befehlend.

«Vielleicht», versetzte der Andere spöttisch, «vielleicht... wenn es nicht Katzen vom Himmel regnet und die Sintflut uns nicht ersäuft.»

Gori wurde unwillig. Im Scheine des Feuers sah man, wie sich die Augen weiteten und die Lippen bebten.

«Sie müssen kommen!»

«Muß?»

«Ja. Ihre Zeit ist erfüllt. Heute gewinnt Gori.»

Kämmerer war für Augenblicke stumm. Der gehässige Ton reizte ihn.

«Sie sind sehr zuversichtlich!»

«Ich bin's. Die Sterne stehen günstig und zeigen, daß der Weltmeisterschaftstitel für Sie verloren ist. Die Sterne...»

Zorn packte Kämmerer. Er trat auf den hageren Gegner zu, packte mit der Linken dessen Mantel und zischte:

«Nicht die Sterne, Freund! Der Geist, die Fähigkeit, das stärkere Denken entscheiden.»

«Das Denken nützt nichts, wo die Sterne die Hilfe versagen. Sie sind verloren... Sie sind zum letzten Male Weltmeister gewesen. Kommen Sie!»

Ich kannte Kämmerer nicht mehr. Er schrie los in ungehemmter Wut, schrie, daß die Zornesadern die Stirne schwellten und die Hände zu Fäusten sich ballten:

«Ich komme! Heute abend, Gori! Scheren Sie sich zum Satan! Zum Teufel mit Ihnen! Ich werde Ihnen beweisen, daß mein Wille... mein Können entscheidet... nicht die Sterne und all der Plunder, vor dem ihr euch fürchtet. Heute abend, Gori! Zum zweiten und letzten Mal!»

Ohne ein Wort zu erwidern, schritt der Fremdling davon und ließ die Türe schwer ins Schloß fallen.

Ich begann mich Kämmerers wegen zu ängstigen und fühlte mich bedrückt, sobald ich an die versprochene Schachpartie dachte. Auch die Aussage des Wirtes über den seltsamen Besucher war nicht dazu angetan, die Befürchtungen zu zerstreuen. Gori war – so lautete der Bericht – vor vier Jahren hierher gekommen, hatte sich in einem leerstehenden Hause in Fontana Martina einquartiert und verbrachte die ganze Zeit des Tages mit dem Schachspiel. Tagelang saß er über dem Brette, wurde böse, wenn man ihn störte, und warf mit Steinen nach dem neugierigen Eindringling.

Ich bat meinen Freund, von der Partie abzustehen. Umsonst. Kämmerer lachte, und als ich weiter in ihn drang, wurde er zornig:

«Es gilt die Ehre», sagte er. «Gori gibt sich immer noch nicht geschlagen und behauptet, daß ich zu Unrecht den Weltmeistertitel besitze. Seine Niederlage soll sich heute zum andern Mal bestätigen.»

Da ich nichts auszurichten vermochte, fragte ich:

«Weißt du noch, wie die Partie verlaufen ist?»

«Jawohl», erklärte mein Freund nach einigem Nachdenken, «im achtundfünfzigsten Zuge wurde er matt gesetzt, nachdem er am Anfang mit Geschick und nicht ohne Glück gespielt, und mir im achten einen Bauern und im neunten Zug einen Turm geraubt hatte.»

Der Regen hatte etwas nachgelassen, als wir den Albergo verließen und – in die Mäntel gehüllt – den Weg unter die Füße nahmen. Grau der Himmel, der See und die Landschaft. Das Leben der Straße schien ausgestorben. Nur vereinzelt folgten uns die Blicke der Dorfschönen, die dort unter der Türe standen und hier aus dem Fenster lehnten.

Wir mochten eine halbe Stunde gegangen sein, als wir ein Brücklein überschritten, unter dem der stark angeschwollene Bergbach zur Tiefe toste. «Fußweg nach Fontana Martina», zeigte der Wegweiser. Wir wandten uns links, überquerten eine im Wasser ertränkte Wiese und verschwanden im Gehölz. Dann wieder wand sich der Fußweg steilen Abhängen ent-

lang, gewährte den Ausblick in eine düstertraurige Landschaft und zeigte zu Füßen die im Grau des Sees schwimmenden dunkelgrünen Brissageser Inseln. Und immer Regen... feiner Regen strömte aus nie versiegenden Wolken herab.

Ein junger Mann begegnete uns. Wir drückten uns an die Bergwand, um ihn vorüberzulassen. Er grüßte.

«Sie wollen nach Fontana Martina?»

«Ja – zum Dottore», entgegnete ich.

Der Andere stutzte.

«Zum Dottore?»

Kämmerer lachte:

«Sie kennen ihn?»

Der Herr hob seinen grauen Filzhut hoch und fuhr sich durch die schwarzen Haare.

«Warum nicht? Sie wissen doch... der Dottore ist wahnsinnig. Irgend ein Ereignis hat ihn vor ein paar Jahren aus dem seelischen Gleichgewicht geworfen. Er kommt nicht darüber hinweg. Seither hat er sich eingemauert, beschmiert Bogen und Papiere mit Schachproblemen und sitzt Tag und Nacht vor dem Brett. Was wollen Sie bei ihm? Es ist nicht Neugierde, meine Herren, sondern Besorgnis – ernste Besorgnis.»

Während mich die Worte erschreckten, belustigten sie den Freund. Er sagte:

«Ich bin zu einer Partie Schach eingeladen.»

Der Mann zog die Schultern hoch:

«Verzeihen Sie! Es geht mich ja schließlich nichts an. Aber dennoch – seien Sie auf der Hut! Guten Abend!»

Er lüftete den Hut, schlug den Mantelkragen hoch und eilte mit großen Schritten zu Tal. Ich sah ihm nach, bis er hinter den nassen Stämmen verschwand. Mein Blick streifte Kämmerer. Die Augen des Freundes leuchteten; er war willens, das Abenteuer zu Ende zu führen.

Fontana Martina, das schmucke Tessinerdorf, das mit einer Pflasterkelle an den Bergabhang hingeschmissen schien, war damals noch bewohnt. Eine arme Bevölkerung hauste innerhalb der steinernen Bauten. Verwahrloste Kinder liefen barfuß oder mit klappernden Zoccolis über das rohe Pflaster. Unsere Schritte jagten gackernde Hühner auf, die über felsige Stufen bergan oder seitwärts durch enge Gassen flohen.

An der Straßenecke stand ein braunäugiges Kind. Wir erkundigten uns nach dem Wege, und es wies – ohne ein Wort zu sagen – gradaus. Wir stiegen aufwärts, wurden links und rechts von hohem Gemäuer eingeeengt, schritten hierauf unter einem baufälligen Torbogen durch, vorbei an schweigenden Frauen, hier an einem Manne, der seine Sense schärfte, sahen uns wieder von Mauern umgeben und standen endlich vor einer Pforte still. Hier mußte es sein. Der Weg endete vor diesem eisernen Tore.

Kämmerer klopfte... klopfte ein zweites Mal und stärker. Das Eisentor sprang auf, als wäre es von un-



sichtbaren Händen geöffnet worden. Vor dem niederen Hause dehnte sich ein dürrer Garten, bewachsen mit kümmerlichem Mais und magerem Salat. Hühner schritten gravitatisch dem Mauerinnern entlang, wandten ihre Köpfe seitwärts und betrachteten uns.

«Gori! Gori!» schrie eine krächzende Stimme aus dem Fenster des Hauses. «Gori! Gori!» Und schon tauchte der Fremdling unter dem niederen Türrahmen auf. Er trug eine schwarze Samtjoppe und einen breiten Ledergurt um die Hüften. Behende schritt er auf uns zu, schnitt eine Fratze und verneigte sich.

«Das Spiel ist bereit.»

Wir folgten dem Sonderling, und ich will gestehen, daß mir das Herz bis zum Halse hinauf zu klopfen begann. Wir sahen uns im Innern eines großen Raumes und inmitten einer fürchterlichen Unordnung. Überall Papier, es lag auf dem Boden, auf dem Kasten, auf der Kommode und hing in großen Bogen an den Wänden. Als das Auge sich an das Dämmerdunkel gewohnt hatte, entdeckten wir, daß auf alle Papiere Schachbretter gezeichnet und in einzelne Felder ordentlich und sorgsam Spielfiguren eingetragen waren. Kämmerer ging verwundert und mit gerunzelter Stirne umher, betrachtete die Zeichnungen, zog den Mantel aus, legte ihn – ohne hinzusehen – über einen Stuhl, von dem er eben einen Bogen aufgenommen hatte. Er winkte mir, und ich las:

16. Zug. K f 1, D c 8

«Es ist *die* Partie», flüsterte Kämmerer mir ins Ohr, «die Gori um den Weltmeistertitel gebracht hat. Dieselbe Partie! Ich erinnere mich genau jeder einzelnen Station des verbissenen Kampfes. Hier findest du alle wieder. Sieh da!» Kämmerer hatte in einer Ecke zwei Zeichnungen entdeckt, die den achten und neunten Zug darstellten. «So war es! Genau so! Hier habe ich meinen Bauern und dort meinen Turm verloren.»

«Gori! Gori!» schrie die kreischende Stimme so nah, daß wir erschrocken zur Tür blickten. In einem hohen Käfig saß ein Papagei, sträubte die Federn und kratzte sich.

Beim Laute des Vogels räusperte sich der Verrückte hinter uns. Er saß bereits an einem kleinen Tisch vor dem Schachbrett, auf dem die weißen und schwarzen Heere den Kampfbeginn erwarteten. Gori lachte hell und zeigte nach dem Käfig.

«Er verkündet den Sieger, Kämmerer!»

«Er verkündet den Unterliegenden, Gori!»

«Spielen Sie!» sagte Gori, stützte den Kopf in die Hände, während die Enden des viel zu langen Bartes die Schachfiguren streiften. Jetzt tupfte er mit magerem Finger auf dem Brette herum, so, als würde er Stellung und Lage fixieren, und lachte noch einmal. Und wie nun Kämmerer den Gegner sitzen sah, verzehrte ihn der flammende Zorn. Er trat auf Gori zu, packte plötzlich die Tischenden und warf alles schmet-

ternd zu Boden. Selbst Gori sah auf, als Kämmerer brüllte:

«Ich spiele nicht mit Ihnen, Gori! Ich tue es nicht. Sie sind wahnsinnig. Ins Irrenhaus sollte man Sie stecken. Sie sind nicht für das Schachbrett geschaffen und gehen an dem Zwiespalt, dem Mangel eigenen Selbstvertrauens und dem Liebäugeln mit der Magie zugrunde.»

Gori stand auf, schob seine Brille über die Stirne und näherte sich langsam dem Gegner. Die Augen bohrten sich in den Blick Kämmerers, und haßerfüllt fielen die Worte:

«Wissen Sie, daß ich seit vier Jahren auf diesen Tag gewartet habe... gewartet mit der Ungeduld eines Rasenden... mit der Gier eines Verschmachtenden? Sie sind mir diese Partie schuldig, Kämmerer! Und Sie werden diese Partie verlieren! Die Sterne bezeugen es, daß ich am Vortage Ihres Todes Sie besiegen werde.»

Er hob seine Hand bis dicht vor die Augen und machte mit dem Zeigfinger eine Bewegung, die uns einlud, ihm zu folgen. Er führte uns zur Wand im Hintergrunde, wo eine mächtige Zeichnung hing. Es war ein unförmiger Kreis, der die zwölf Zeichen des Tierkreises trug. Striche liefen darüber hin, verbanden einzelne der zwölf Sektoren, andere tendierten nach dem Mittelpunkt, und überall waren Zahlen, kleine Kreuze, Dreiecke und Vierecke zu sehen. Gori lächelte:

«Sehen Sie hier!»

Er zeigte auf die Überschrift. Hier stand – ich traute meinen Augen nicht: Grund-Horoskop des Dr. med. Werner Kämmerer, geboren den 14. September 1882, nachmittags 4½ Uhr und gestorben – mir war, als müßten die Augen aus den Höhlen springen – gestorben... so hieß es hier... den 21. Juli 1918...

Jäher Schrecken packte mich. Ich vergaß für Augenblicke, daß vollendeter Wahnsinn dieses Horoskopersonen hatte. Auch Kämmerer war aus der Fassung geworfen. Endlich sagte er:

«Der 21. Juli 1918? Das wäre ja morgen, Gori?»

Dieser kicherte und zeigte auf zwei Daten, die in roter Farbe neben dem Kreise hingemalt waren. Ich las:

«Weltmeister 19. Februar 1914, und darunter: Ex-Weltmeister 20. Juli 1918.»

Jetzt verstummte Kämmerer. Gori nahm es wahr.

«Sie nennen mich wahnsinnig, Kämmerer. Sie aber sind es... Sie, der Sie glauben ohne die Sterne auszukommen. Es gibt keine Tat, an der nicht das Unsichtbare seinen Anteil hat. Irrsinnig ist, wer zu handeln glaubt und nicht merkt, daß mit ihm gehandelt wird. Kämmerer! Monate und Jahre bin ich über Ihrem Horoskope gesessen, habe den Sternen das Geheimnis um Ihre Persönlichkeit entrissen und den Anteil des Unsichtbaren an Ihrem Erfolge errechnet. Sie sind verloren, Kämmerer... Sind es heute abend! Sie spielen?»

Staunen ergriff mich. Kämmerer war ganz ruhig geworden.

«Ja. Ich spiele. Ich spiele, um Ihnen zu beweisen, daß *wir* und nicht die Sterne unser Schicksal formen. Dies meine erste Tat!»

Er zerrte das Horoskop von der Wand, zerriß es in hundert Fetzen und zerstampfte sie.

«Gori! Der Faden mit den Sternen ist entzweitgeschnitten.»

Gori hörte ihn nicht. Er stellte den umgeworfenen Tisch wiederum auf die Beine und brachte die Figuren in Ordnung. Er sah auf:

«Sie sind bereit?»

«Ja.»

Gori eilte hinaus und kehrte mit einer Flasche Wein und zwei Gläsern zurück. Er entkorkte die Flasche, füllte die beiden Becher und stellte sie auf den Tisch. Rot wie Blut funkelte der Wein.

«Auf gutes Gelingen, Kämmerer!»

Gori ergriff sein Glas, Kämmerer das seine. Es war dies Glas, meine jungen Freunde, dessen Fuß Ihr hier seht. Die Beiden stießen an. Ein heller Klang durchzitterte das Haus, und gleichzeitig zersprang das Trinkgefäß meines Freundes, wie vorhin Bleulers Glas zersprungen ist. Der Wein tropfte nieder, und Scherben lagen auf dem Boden. Ich spürte einen Stich wider mein Herz. Kämmerer erschauerte. Nur Gori lächelte: «Sie glauben immer noch nicht? Glauben weder dem Papagei, noch dem Horoskop... und Ihr Glas zerspringt? Es ist ihr Unglückskelch, Kämmerer. Es ist Ihr Todeskelch.»

Der Schlag meines Herzens beruhigte sich, als ich Kämmerers bestimmte Antwort vernahm:

«Mein Glückselch, Gori! Ich werde diesen Fuß als Talisman immer bei mir tragen und mit ihm allen Sternen und jeder Magie trotzen!»

Kämmerer steckte den Glasscherben in die Tasche und setzte sich:

«Laßt uns beginnen!»

Ich hatte einen Stuhl herbeigeht und ließ mich am obern Ende des Tisches nieder. Bleistift und Schreibpapier legte ich vor mich hin, um die einzelnen Züge und den Verlauf der Partie festzuhalten.

Im Raume breitete sich jetzt namenlose Stille aus, die hie und da durch ein Geräusper, durch das Rücken eines Stuhles, durch das Gezisch eines entzündeten Streichholzes unterbrochen wurde. Niemand sprach. In langen Abständen quollen feine Rauchfäden aus Kämmerers Mund. Sie ballten sich, schwebten über dem Tische und stiegen, sich auflösend, zur Decke empor. Starr waren die beiden Spieler geworden. Gori, den Kopf in beide Hände gestützt, stierte auf das Schachbrett nieder; Kämmerers Oberkörper war vorgeneigt, und immer drehte sich die Zigarette zwischen den nervösen Fingern.

Einmal sagte Kämmerer: «Mach Licht!» und Gori wies mit der Hand nach der Küche. Ich ging hinaus und fand nach langem Suchen zwei Kerzen. Ich entzündete sie, stellte die eine zur Linken Gori, die andere zur Linken Kämmerers auf. Sie beachteten es nicht. Das Licht zitterte, warf Schatten, und es schien, als wären die Schlachtheere lebendig geworden.

Die ersten Züge gingen rasch. Beim fünften verlangsamte sich das Spiel. Kämmerer verlor als erster einen Bauern. Ich gewährte es und zählte die Züge nach. Es war der achte. Dann zog Kämmerer, bald darauf Gori und raubte dem Gegner den Turm. Es war der neunte Zug. Gori sah schadenfroh hoch, als der Papagei wie im Triumphe kreischend und gellend «Gori! Gori!» durch das Dunkel schrie. Da bückte sich Kämmerer, hob einen schweren Stein hoch, der die Blätter beschwerte, und warf ihn mit einem Fluche gegen die Türe.

«Zur Hölle mit dem okkulten Gekrächz!»

Lärm und Krachen stürzender Gegenstände. Der Käfig mußte zertrümmert sein, denn ein ängstliches Piepsen verriet, daß der Papagei am Verenden war.

Spät – ich hatte die Kerzen erneuert – stand Kämmerer auf. Er blickte auf meinen Bogen, und sein Antlitz verfinsterte sich. Er atmete schwer, ging einige Male auf und nieder und legte mir die Hand auf die Schulter:

«Das Spiel ist verhext, Kramer!» stöhnte er. «Ich bin gefesselt und komme nicht aus dem Irrsinn heraus. Sieh' doch! Der sechzehnte Zug!»

Kämmerer hatte einen Bogen neben mich gelegt, zeigte mit gequälter Miene darauf und tippte dann auf meine Notiz, die ich soeben gemacht hatte. Hier wie dort... dort wie hier... derselbe Gang... dieselbe Lage: 16. Zug K f 1, D c 8... Das war Gespensterspuk. Nirgends kam in der Welt daselbe Spiel zweimal zum Austrag und hier... hier sollte...? Kämmerer war umgarnt, eingesponnen in die Maschen eines unsichtbaren Netzes, unterworfen einem ungreifbaren Tyrannen, der die Freiheit der Entscheidung raubte und ihn zwang, bestimmte vorgezeichnete Schritte und keine andern zu tun. Gori war am Zuge gewesen und wartete auf Kämmerer. Der aber ging immer noch auf und nieder, rang die Hände und griff an die Kehle, als gälte es mit letzter Kraft, unsichtbare Ketten zu zerbrechen. Er riß das Fenster auf, lange stand er dort... atmete endlich tief, wandte sich um und setzte sich an den Tisch.

«Gib mir deine Zigaretten!»

Ich reichte sie ihm, und das Spiel ging weiter, rollte in die Endlosigkeit der Nacht und in die Ewigkeit der Stunden. Aber Kämmerer hatte sich gefunden. Er ließ sich die Züge nicht mehr diktieren, nicht mehr durch Gori zu dem von diesem gewollten Spiele zwingen. Er opferte einen Läufer... im folgenden Zuge einen Bauern, schuf eine neue Lage und ging nun zum Angriff

vor. Nie vergesse ich diesen willenstark geformten Kopf, nie diese vorgeneigte Stirne, aus der fühlbare Kräfte hervorzubrechen schienen.

Gori begann zu zittern. Als Kämmerer den Läufer opferte, stutzte er... beim Bauern blickte er verwundert auf und fühlte mit Entsetzen, daß dieses Spiel nicht mehr das vorherige war... Bruchteile einer Stunde verrannen, ehe weiter gezogen wurde. Dann griff ein Arm vor, veränderte hier die Stellung einer Figur, entfernte vielleicht einen gegnerischen Stein und stellte ihn neben dem Brette auf.

Und immer noch war der Kampf nicht zu Ende, immer noch rangen die Beiden um den Sieg.

Da – ein Zug! Durch das Fenster spielte das erste Morgengrauen im Raume, als Kämmerer die Dame des Gegners raubte und neben das Schachbrett setzte. Ernst – es tönte wie die Stimme eines Genesenden – sagte er:

«Gori! In drei Zügen matt! Die Sterne lügen.»

Aus Goris Mund brach ein Ächzen... ein Stöhnen hervor. Schweiß perlte in Tropfen von der Stirne und lallend stieg ein Gestöhn aus der Kehle. Er setzte einen Zug und Kämmerer gleich darauf den seinen. Lange sann Gori und zog. Kämmerer war aufgestanden, führte sofort die Dame nach und als Gori zögerte, versetzte er:

«Noch einen Zug, Gori! Sie sind schachmatt! Fahren Sie!»

Aber Gori tat keinen Zug mehr. Er saß da mit gläsernen Augen, in denen das Kerzenlicht flackerte. Jetzt lief ein Zucken durch den Körper; die blutleeren Lippen öffneten sich, und mit einem Seufzer sank der Kopf auf den Tisch herab. Das Gewicht des Körpers zog nach, und Gori fiel auf den Boden nieder, wo er über den Blättern seiner Schachprobleme liegen blieb. Kämmerer beugte sich über ihn und legte die Hand auf sein Herz.

«Tot», murmelte er. «Herzschlag! Der arme Teufel hat ausgelitten.»

Der Professor hatte bis hierher erzählt und schwieg, als sträube er sich, zu Ende zu fahren. Auf und nieder... auf und nieder ging er, die Hände auf dem Rücken, murmelte erregt, als wäre er soeben Zeuge des furchtbaren Geschehens gewesen.

«Und?» sagte endlich Bleuler. «Was ist mit Kämmerer geschehen? Er hat ja gesiegt und die Kabale der Sterne und des zerbrochenen Glases zerrissen.»

«Eben hat er es nicht», schrie der Professor in heiligem Zorn. «Er vermochte die Kabale nicht zu zerreißen, denn die Prophezeiung ging in Erfüllung.»

«Wie?»

Der Professor hatte den Fuß des Glases ergriffen und

warf ihn grimmig zu Boden, daß er klirrend in tausend Splitter zersprang. «Ich sagte es ja. Das Geschick hat Kämmerer nicht im offenen Zweikampf zu besiegen vermocht. Es stürzte die unbändige Kraft auf heimtückische Weise. Denn Freunde... als Kämmerer und ich das Haus Goris verließen, war die Wolkendecke und mit ihr alles Grau, alle Trostlosigkeit verschwunden. Tiefblau wie das Meer war der Tag. Wir durchschritten die noch schlummernden Gassen des Dorfes, blickten auf den jetzt saphirenen See, auf die träumenden Inseln zu unsern Füßen und hörten zugleich die Glocken von Ronco ihr Frühgeläute verkünden. Jenseits des Sees stürmten die Berge in sommerlichem Grün zur Höhe, über deren Zacken der feurige Sonnenball siegreich den Lauf begann.

Da überkam es Kämmerer... jauchzend brach es aus ihm. Er streckte die Arme gen Himmel und schrie: «Leben! Herrliches Leben!»

Und – als wäre er ein Jüngling – stürmt er den schmalen Weg hinab, singt und lacht, stolpert und fällt. Lachenden Angesichts erhebt er sich und merkt, daß der unselige Fuß des Glases, den er in die Tasche gesteckt, ihm den Schenkel verwundet hat. Er blutet. Es ist nicht viel... jedoch er blutet. Im Albergo waschen wir die Wunde aus... aber es ist zu spät. Blutvergiftung... ein hitziges Fieber verzehrt den Freund. Machtvoll bäumt er sich auf und maß sich zum andern Male an, den Sternen zu trotzen. Es ist zu spät. In selber Nacht stirbt er... scheidet von dieser Welt. Es ist der 21. Juli 1918, wie es Gori vorausgesagt hatte.»

Alle Studenten wandten ihr Haupt zurück und betrachteten die Tuschzeichnung, die an der Türe hing. Dann folgten die Augen ihrem Lehrer, der immer noch gehetzt den Raum durchmaß.

«Bleuler!» sagte er endlich. «Bleuler! Haben Sie Mut, Mut wie Kämmerer! Er hat getrotzt... getrotzt mit dem Einsatz seiner Persönlichkeit und gesiegt... gesiegt trotz Sternen und Papagei. Und dennoch strauchelte er über dieses Glas... strauchelte, weil er an diesem Tage zu sterben hatte und weil wider den Tod kein Kraut und kein Wille gewachsen sind. Aber den Gang seines Lebens... bis zu seinem Tode... hat er gemeistert... selber geformt. Tun sie ebenso!»

Bleuler ergriff die Hand des Professors und drückte sie stark. Den Fuß des Champagnerglases nahm er mit nach Hause und stellte ihn auf den Arbeitstisch. Und immer, wenn der Eifer erlahmte, wappnete ihn der Anblick des zerbrochenen Glases mit neuer Kraft und er stürzte sich mit vermehrtem Eifer hinter das vorgesteckte Ziel. Er meldete sich zum Examen und verließ im März die Universität mit dem Doktordiplom in der Tasche: Summa cum laude.